

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 1

Artikel: Undenk oder der grosse Bruder sieht dich an
Autor: Regenass, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-596328>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Undenk

oder Der Grosse Bruder sieht dich an

Es war ein milder, fast nachsommerlich warmer und schöner Herbsttag. Ich sass an der Schreibmaschine, arbeitete an einem längeren Artikel, soeben hatte ich den Satz niedergeschrieben: Es ist erstaunlich, wie die Nacht auf das Bild fällt, selbst am Tag vermag das Licht die Düsternis nicht aufzuhellen, als es an der Wohnungstür klingelte. Langsam und verärgert über die Störung ging ich in den Flur, öffnete die Tür. Draussen stand ein älterer Herr, dunkel gekleidet und mit einem grauen Hut. Mehr war auf den ersten Blick nicht zu erkennen; mir kam der vorhin niedergeschriebene Satz in den Sinn, unwillkürlich drückte ich den Lichtknopf im Treppenhause. Das Gesicht des Mannes blieb durch die Hutkrempe beschattet.

Sie wohnen im Erdgeschoss, sagte der Mann.

Das sehen Sie ja, antwortete ich ungehalten.

Für einen Augenblick dachte ich daran, dem ungebetenen Besucher, oder was immer er auch war, die Tür vor der Nase zu schliessen. Irgend etwas Unbestimmtes, ein Gefühl, das sich nicht beschreiben lässt, hielt mich davon ab. Immerhin gab ich mir einen Ruck, fragte in forschem Ton, wer er sei und was er wolle.

Darauf schien der Mann nur gewartet zu haben, er lächelte, hob leicht seinen Kopf. Nachträglich könnte ich sagen, dass dieses Verhalten nicht mehr als ein Trick war, jedenfalls keine spontane Höflichkeit. Ich stellte fest, dass der Mann ein längliches Gesicht hatte, mich entfernt an Beckett erinnerte und nicht so alt war, wie ich erst angenommen hatte. Seine Geste und das flüchtige Lächeln stimmten mich jedoch versöhnlicher. Als er aber weiter schwieg, doppelte ich nach: Ich möchte wissen, wer Sie sind. Orwell, sagte der Mann, und wiederholte: Orwell, lüftete dabei seinen Hut.

Ich war verduzt, brauchte ein paar Sekunden, um mich zu sammeln. Der Name war mir mehr als geläufig. Auf einmal war mir ums Scherzen, ich sagte: Das freut mich aber, ich schreibe gerade einen Artikel über Ihr Buch und Ihre darin geschilderte Welt.

Sehen Sie, deswegen bin ich auch gekommen, es gibt keine Zufälle mehr.

Soviel ich weiss, ist Orwell 1950 gestorben, darf ich nochmals bitten, mir zu erklären, wer Sie wirklich sind!

Er gab darauf keine Antwort, sondern drängte sich an mir vorbei in mein Arbeitszimmer. Er nahm ohne Erstaunen Orwells Buch «1984» zur Hand.

Jetzt gibt es sogar eine neue Taschenbuchausgabe.

Neugierig sah er sich um, zeigte dann auf den Bücherschaft. Der Brockhaus, den Sie hier haben, sagte er, der ist aus dem Jahre 1909, eine seltene Ausgabe, aber Sie sollten nicht darin nachschlagen, seither hat sich viel verändert.

Ich schwieg, hatte keine Lust mehr, mich mit ihm auseinanderzusetzen, nur noch ihn loswerden wollte ich. Mit einer steigenden inneren Spannung beobachtete ich ihn. Er bewegte sich ziemlich ungeniert durch die Wohnung, ergriff einzelne Gegenstände, eine Blumenvase, eine indische Plastik, und stellte alles wieder sorgsam hin. Hätte ich reklamieren sollen? Als er aber noch den Fernsehapparat einschaltete, griff ich ein. Jetzt, um diese Zeit wird nicht gesendet, sagte ich, um ihm wenigstens einmal zu widersprechen.

O doch, sagte er, und jetzt fiel mir zum erstenmal sein englischer Akzent auf. Gespannt blickte ich auf den Bildschirm, aber da war wirklich nichts. Erst später erinnerte ich mich, dass weder das Pausenzeichen noch das übliche Flimmern zu sehen war.

Wie ein Museumsbesucher bewegte sich der Mann weiter, kam wieder in mein Arbeitszimmer. Schade, sagte er, Sie sind sehr einfach eingerichtet, bitte verstehen Sie mich nicht falsch, ich meine das in bezug auf die heutigen technischen Möglichkeiten, die Elektronik zum Beispiel. Üben Sie bewusst Konsumverzicht? Dabei schmunzelte er vertraulich.

Plötzlich liess er sich in den einzigen Sessel fallen, bedeutete mir mit einer Handbewegung, dass ich ruhig weiterschreiben möge. Jetzt wurde ich wütend. Das kann ich nicht, wenn Sie hier sind, Sie stören mich, sagte ich gereizt.

Nicht so laut, Sie machen sich ja durch das ganze Haus bemerkbar, müssen denn alle wissen, dass Sie Besuch haben?

Das geht Sie nichts an, schrie ich, dass sich meine Stimme überschlug, das ist noch immer meine Wohnung, verstanden!

Ich begreife, dass es Ihnen in dieser Wohnung gefällt, Sie erinnern mich überhaupt in vielem an Winston, Sie werden ihn sicher aus meinem Buch kennen.

Ich sehe nicht die geringste Verwandtschaft, zum Glück nicht, entgegnete ich; allmählich wurde mir das Gebaren dieses sogenannten Orwell zu bunt, in mir stieg der Verdacht hoch, ich hätte einen Verrückten vor mir.

Ich weiss, was Sie nun denken, sagte der Mann, aber ich bin kein Irrer, ich wäre froh, wenn ich einer wäre. Lassen wir das. Was ich sagen wollte: Das Bild über Ihrem Tisch gefällt mir nicht, dieser Hundertwasser ist ein Verführer.

Das kann Ihnen ja egal sein.

Der Mann erhob sich, trat nahe an mich heran, so dass ich zur Seite wich. Er nahm die zwei beschriebenen Blätter auf und begann zu lesen.

Ich vermisste Zitate aus meinem Buch, stellte er trocken fest. Sie würden mir eine grosse Freude machen, wenn Sie wenigstens einen Satz übernahmen; er kritzelte auf einen Fetzen Makulatur: Es wird keine Liebe geben, ausser der Liebe zum Grossen Bruder.

Das ist der Schlüsselsatz, sagte er.

Endlich stimmten wir in etwas überein. Da haben Sie recht, sagte ich, ein schreckliches Buch, besonders, wenn man bedenkt, was inzwischen schon wahr geworden ist, die totale Überwachung, die dauernde Bespitzelung, der Verrat der Kinder an den Eltern, die Folterungen...

Es gibt noch Lücken, aber bald ist es geschafft; mag sein, dass wir den Zeitpunkt noch ein wenig hinausschieben müssen, statt 1984 vielleicht erst 1999.

Man sollte Ihr Buch zur Pflichtlektüre machen, für alle, sagte ich.

Eine gute Idee, Sie sind auf dem richtigen Weg. Jeder müsste das Buch gelesen haben, mehrmals. Darum meinte ich vorhin, dass Sie das Bild an der Wand ersetzen sollten. Es passt nicht mehr in unsere Zeit, verwirrt nur, gaukelt etwas vor, was wir längst verloren haben. Auch Ihre Bücher, mir ist darin zuviel von Liebe die Rede, ich weiss — er wehrte mit einer Geste einen Einwand ab —, Sie verstehen Liebe im weitesten Sinn. Dennoch, die Liebe und alle engen menschlichen Beziehungen bringen nur Leid und Unglück. Der Mensch ist eben unvollkommen, darin liegt seine Schwäche.

Sie haben aber auch eine Liebesgeschichte in Ihr Buch eingeflochten, sagte ich.

Ja, das stimmt, doch Sie haben ja gelesen, wie es ausging, es konnte nicht anders enden. Nach einer längeren Pause fügte er hinzu: Ich sollte gehen, es war nicht meine Absicht, Sie aufzuhalten. Aber es interessierte mich, zu erfahren, wie Schriftsteller heute leben; ich landete auf dem Flughafen Basel — was lag näher, als Sie zu besuchen, da Sie gerade über mein Buch schreiben. Lassen Sie sich nicht in Einzelheiten ein, die Leute glauben es Ihnen doch nicht... bis sie es am eigenen Leib erfahren.

Fast schlurfend ging er zur Tür, ich hinterher. Da konnte ich mir nicht verkneifen, nochmals nach seiner Person zu fragen: Sie sind, wenn ich richtig informiert bin, schon 1950 gestorben, also können Sie unmöglich der Orwell sein, der das Buch «1984» geschrieben hat?

Er drehte sich mir zu, sah mich lange an, bis er antwortete: Möglicherweise werden wir einmal Raum und Zeit aufheben können. Dann erübrigen sich solche Fragen. Sie sollten jedenfalls nicht darüber nachdenken, manche Dinge, die wir für unwahrscheinlich halten, finden plötzlich eine einfache Erklärung. Auf Wiedersehen!

Zutiefst beunruhigt sass ich da und dachte über den Besuch nach, tat genau das, wovon mir der Mann abgeraten hatte. Später blickte ich in einer zufälligen Eingebung in den Spiegel, ich erkannte mich noch immer darin, entdeckte keine Veränderungen. Schliesslich sprach ich ein paar Sätze vor mich hin, sie klangen, wie mir schien, durchaus klar und verständlich. Aber die innere Unruhe liess sich nicht bannen. Im Gegenteil: ich wurde immer nervöser. Ich eilte in den ersten Stock und fragte die Frau, mit der ich hin und wieder ein paar Worte wechselte, ob Sie bemerkt habe, dass ich Besuch gehabt hätte.

Natürlich, sagte sie, ich habe Sie laut reden gehört. Sie waren sehr aufgebracht, das bin ich bei Ihnen gar nicht gewohnt, und dann noch einem alten Mann gegenüber, ich hatte richtig Bedauern mit ihm.

Geschlagen stolperte ich die Treppe hinunter. Die Frau hatte also auch noch aus dem Fenster geschaut. Nun ja. Schlimmer war, dass alles stimmen musste und nach dem Verstand doch nicht stimmen

durfte. In meiner Verzweiflung rief ich einen Freund an. Hör mal, sagte ich, da war ein Mann bei mir, der gab sich als Orwell aus, kennst du Orwell? Natürlich, klang es mir aus der Muschel entgegen, ist er aber nicht schon lange tot? Das ist es ja, sagte ich, aber dieser Mann behauptete, er sei Orwell.

Entweder bist du einem Narren auf den Leim gegangen oder du bist verrückt.

Hast du denn das Gefühl, jetzt, in diesem Augenblick, während ich mit dir spreche, dass ich verrückt sei?

Deine Stimme klingt sonderbar, das schon, doch ich habe jetzt keine Zeit, über deine Halluzinationen zu diskutieren. Wenn jemand mithörte, müsste er glauben, wir beide seien ... (es knackste in der Leitung). Aber ich bin nicht verrückt, ich nicht!

Der Freund legte auf.

Den ganzen Rest des Tages schlich ich gelähmt in der Wohnung umher, konnte nichts essen und auch nichts Vernünftiges mehr tun. Als endlich Abend wurde, nahm ich eine Schlaftablette, oder auch zwei, und legte mich hin.

Gegen zehn Uhr anderntags wachte ich auf, mit schwerem Kopf. Gleich kam mir wieder die Begegnung in den Sinn. Ist doch alles Quatsch, sagte ich mir, du bist überarbeitet, das wird es sein. Tatsächlich konnte ich lachen, frei und unbeschwert. Noch in mein Lachen hinein läutete es an der Tür. Benommen noch vom Schlafmittel, öffnete ich. Ein Mann stand vor mir, der dem andern von gestern so ähnlich sah, dass ich zusammenfuhr.

Ich bin nicht Orwell, sagte der Mann, und hatte seinen Fuss schon über die Schwelle geschoben.

Was wollen Sie? fragte ich und erinnerte mich mit Entsetzen, diese Frage bereits einmal gestellt zu haben, vergebens.

Auch dieser Mann antwortete nicht, sagte jedoch etwas, was mich erleichterte: War gestern nicht ein Mann bei Ihnen, der sich als Orwell ausgegeben hat?

Ja, allerdings.

Und hat er sich in Ihrer Wohnung umgesehen, Fragen gestellt?

Genau das hat er getan.

Können Sie sich noch an Einzelheiten erinnern, wenn ich mit Ihnen durch die Wohnung gehe?

Nun klärt sich alles auf, dachte ich, führte den Mann vertrauensvoll durch die Zimmer, wiederholte, was der sogenannte Orwell gesagt und festgestellt hatte, zeigte auch den Satz, den Orwell aufgeschrieben hatte, bemerkte, dass ihm das Bild über dem Tisch nicht gefallen habe.

Sehr gut, sagte der Mann, der Satz hier gefällt mir: knapp und bündig, für alle verständlich, der Orwell ist schon sehr intelligent, darum ist er einesteils gefährlich, andernteils aber auch nützlich.

Ich finde sein Buch ausgezeichnet, sagte ich, unheimlich und depressierend, diese Vision, die in manchem schon eingetroffen ist. Wenn erst alles wahr würde ...

Was dann?

Offensichtlich ist der Mensch unfähig, seine Selbstzerstörung aufzuhalten, sei es, dass er sich durch Kriege vernichtet oder sich einen Machtapparat schafft, der ihn zerstört, seine Seele auslöscht.

Das hätten Sie nicht sagen sollen.

Warum nicht?

Wir beobachten Sie schon lange, müssen Sie wissen.

Im ersten Schock vermochte ich nichts zu sagen. Der Fernsehapparat! fuhr es mir durch den Kopf, der ist ja noch immer eingeschaltet. Der Mann war meinem verstörten Blick gefolgt. Das ist es nicht, was ich meine, obwohl uns Ihre Intimsphäre auch interessiert, sonst ist der Apparat für unsere Zwecke schlecht plaziert.

Mit einer letzten Kraftanstrengung stiess ich hervor: Was wird denn hier gespielt, ich will das wissen, sofort!

Orwell stört uns nicht, Sie können ihn ruhig lesen, auch darüber schreiben; was uns nicht gefällt, ist Ihre Deutung: Sie nehmen sein Buch als Warnung. Das ist falsch. Wenn die Menschen erst einmal so sind, wie sie darin beschrieben werden, dann ist der einzelne unfähig, über sich nachzudenken, er lebt ohne eigenes Ich, glaubt, in der besten aller Welten zu leben. Und was ist besser als eine Illusion, die man nicht mehr als Illusion empfindet ...

Sie sind also von der Gedankenpolizei, brachte ich noch mühsam hervor.

So ist es, sagte der Mann. Wir werden Sie, weil Sie als Schriftsteller tätig sind, in unsere Literaturabteilung, in die Litab versetzen, dort können Sie kein Unheil anrichten. Allerdings werden Sie unsere Neusprache erlernen müssen. Und merken Sie sich: Wir dulden keine Undenker, nur Gutdenker. Und jetzt müssen Sie mitkommen, draussen warten meine Leute.

Ich ging mit, was blieb mir anderes übrig? Draussen schien alles in Ordnung, die Strassenbahn verkehrte wie immer, die Autos fuhren wie eh und je, der Himmel war blau.

Lassen Sie sich nicht täuschen, sagte der Mann, in einem Jahr, 1984, wird alles so sein wie bei Orwell. Dann aber wollen Sie ihn gar nicht mehr lesen.

Der Mann lachte, als ich in den Wagen stieg. Er drehte einen Knopf am Armaturenbrett und sprach in das eingelassene Mikrophon: Unterwegs, alles i. O. Dann ertönte Marschmusik, unterbrochen von kurzen Nachrichten über den totalen Krieg und von Aufrufen für eine Hasswoche.

Bald haben Sie kein Selbstleben mehr, sagte der Mann, dann werden Sie uns verstehen.

(PS: In einem unbeobachteten Augenblick, wie ich zumindest glaubte, warf ich diesen Bericht aus dem Autofenster, als ich von dem Gebäude für Innere Sicherheit in das Ministerium für Gedankenüberwachung übergeführt wurde. Ich hoffe, er werde gefunden und könne noch publiziert werden ...)

